

COLLEEN OAKLEY

Zeit zu leben



GOLDMANN

Lesen erleben

Colleen Oakley

Zeit zu leben

Roman

Übersetzt von
Stefanie Retterbush

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»Close enough to touch« bei Gallery Books, New York.

Die deutsche Erstaussage erschien 2017 unter dem Titel
»Die kuriosen Symptome der Liebe«
bei Wunderraum, Wilhelm Goldmann Verlag, München.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir
für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern
lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Taschenbuchausgabe September 2019
Copyright © der Originalausgabe 2017 by Colleen Tull
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: © FinePic®, München
Redaktion: Lisa-Caroline Wolf
MR · Herstellung: kw
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48658-8
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Meiner großen Schwester Megan,
für alles*

Ich wünsche mir keine Gelehrsamkeit
oder Würde oder Respekt.
Ich wünsche mir Musik und Morgenrot
und deine Wange an der meinen.

Rumi

ERSTER TEIL

»Ja, verstecken Sie sich nur.
Aber irgendwann kriegen wir Sie,
auch wenn Sie sich noch so still verhalten.«

Haruki Murakami, 1Q84

(VOR ZWANZIG JAHREN)

The New York Times

DAS UNBERÜHRBARE MÄDCHEN

von William Colton

Auf den ersten Blick wirkt Jubilee Jenkins wie eine ganz gewöhnliche Drittklässlerin. Sie kann die Namen aller drei Powerpuff Girls auf ihrem winzigen T-Shirt nennen (und tut es auch prompt, wenn man sie danach fragt). Sie trägt absichtlich zwei verschiedenfarbige Socken, wie es auf der Griffin Elementary School anscheinend gerade der letzte Schrei ist. Die langen rostroten Haare hat sie mit bunten Haargummis zu Zöpfen gebunden.

Und Jenkins ist tatsächlich eine von vielen ganz gewöhnlichen amerikanischen Drittklässlerinnen, denn wie viele ihrer Altersgenossinnen leidet auch sie an einer Allergie. Berichten der World Allergy Organization zufolge sind seit Mitte der achtziger Jahre Allergien und Asthma bei Kindern auf dem Vormarsch, darunter auch zahlreiche Lebensmittelallergien, sehr zur Beunruhigung vieler Experten.

Aber Jenkins ist nicht allergisch gegen Erdnussbutter. Oder Bienenstiche. Oder Tierhaare. Oder eins der anderen geläufigen Allergene.

Jubilee Jenkins ist allergisch gegen Menschen.

Geboren 1989, Tochter der alleinstehenden Victoria Jenkins, entwickelte Jubilee sich zunächst wie ein ganz normales Kind.

»Sie war kerngesund. Hat mit sieben Wochen schon durchgeschlafen. Mit zehn Monaten konnte sie laufen«, sagt Miss Jenkins. »Erst mit drei Jahren fingen die Probleme an.«

Zu dieser Zeit fiel Miss Jenkins, die gerade vom Belk-Getränkemarkt in Fountain City, TN, zur Filialleiterin befördert worden war, auf, dass Jubilee immer wieder Ausschlag bekam. Und der bestand nicht nur aus ein paar harmlosen Pickelchen.

»Es war schrecklich – riesige dicke Quaddeln, Nesselausschlag, der juckte wie verrückt, große trocken-schuppige Flecken im Gesicht und an den Armen«, erzählt Jenkins. »Sie hat vor Schmerzen geschrien wie am Spieß.«

Innerhalb von sechs Monaten war Miss Jenkins mit ihrer Tochter mehr als zwanzig Mal beim Hausarzt der Familie und in der Notaufnahme des örtlichen Krankenhauses – leider ohne einen konkreten Befund. Dreimal musste Jubilee nach einem anaphylaktischen Schock mit einem EpiPen wiederbelebt werden. Die Ärzte standen vor einem Rätsel.

Drei Jahre lang kamen sie der Ursache der allergischen Reaktion nicht auf die Spur. Drei Jahre, in denen Jubilee jedem zur Verfügung stehenden modernen Allergietest unterzogen wurde.

»Ihre kleinen Ärmchen sahen aus wie Nadelkissen«, sagt Jenkins. »Und zu Hause haben wir alles Mögliche ausprobiert – verschiedene Waschmittel, ein Lebensmitteltagebuch, alle Teppichböden herausgerissen, alles neu gestrichen. Ich habe sogar aufgehört zu rauchen!«

Doch erst als sie Dr. Gregory Benefield, Allergologe und Privatdozent an der Emory University in Atlanta, kennenlernten, bekamen sie endlich erste Antworten auf die vielen drängenden Fragen.

(... weiter auf S. 19B)



Jubilee

Einmal hat mich ein Jungs geküsst, und ich wäre beinahe gestorben.

Das klingt jetzt natürlich nach einem melodramatischen Teenie-ismus, mit hoher Quietschestimme gequiekt und von schrillum Kreischen eingerahmt. Aber ich meine es buchstäblich so, wie ich es sage. Würde man die Ereignisse chronologisch auflisten, läse sich das wie folgt:

Ein Junge hat mich geküsst.

Meine Lippen fingen an zu kribbeln.

Meine Zunge schwoll an, bis sie den ganzen Mund ausfüllte.

Mein Hals schnürte sich zu, und ich bekam keine Luft mehr.

Mir wurde schwarz vor Augen.

Es ist schon peinlich genug, einfach umzukippen und in Ohnmacht zu fallen, wenn man gerade zum ersten Mal im Leben geküsst worden ist, aber viel schlimmer ist es, wenn sich später herausstellt, dass dieser Kuss für den Jungen nichts weiter war als eine Mutprobe. Eine kleine Wette. Da meine Lippen anscheinend absolut unküssbar waren, brauchte es ganze fünfzig Dollar, die ihn dazu bewegten, seinen Mund auf meinen zu pressen.

Aber das Schrägste an der ganzen Geschichte kommt erst noch: Ich wusste schon vorher, dass mich dieser Kuss umbringen könnte. Zumindest theoretisch.

Mit sechs wurde bei mir ein allergisches Kontaktekzem des

Typs IV gegen fremde menschliche Hautzellen diagnostiziert. Das ist Medizinerlatein für: Ich bin allergisch gegen Menschen. Ja, genau. *Menschen*. Und ja, das ist extrem selten. Sprich, es gibt nur eine Handvoll anderer Patienten in der gesamten Menschheitsgeschichte, die unter einer derartigen Störung gelitten haben. Einfach ausgedrückt bekomme ich am ganzen Körper Pusteln und Quaddeln, sobald mich jemand berührt. Der Arzt, der damals die Diagnose gestellt hat, stellte auch die Hypothese auf, dass ich eine sehr viel schwerwiegendere Reaktion zeigen würde, Typ I bis hin zum anaphylaktischen Schock – sollte ich oralen Kontakt zu einem anderen Menschen haben (im Klartext: jemanden küssen). Aber ich war siebzehn, ein Teenie mit verschwitzten Händen und weichen Knien, und Donovan Kingsleys Lippen waren nur Zentimeter von meinen entfernt, da dachte ich keinen Augenblick an die Konsequenzen – selbst wenn sie tödlich sein könnten. In diesem Moment – dieser atemlosen Sekunde, in der seine Lippen auf meinen lagen –, da schien mir die Sache das Risiko beinahe wert.

Bis ich das mit der Wette hörte.

Als ich aus dem Krankenhaus nach Hause kam, verkroch ich mich sofort oben in meinem Zimmer. Und kam nicht mehr heraus. Obwohl es nur noch zwei Wochen bis zu den Sommerferien waren. Es war mein letztes Schuljahr auf der Highschool. Mein Abschlusszeugnis haben sie mir dann später nach Hause geschickt.

Drei Monate später heiratete meine Mom Lenny, einen Tankstellenkettenbesitzer aus Long Island. Sie hat nur das Nötigste in einen Koffer gepackt und ist einfach gegangen.

Das war vor neun Jahren. Seitdem habe ich das Haus nicht mehr verlassen.

Es ist ja nicht so, als wäre ich eines Morgens aufgewacht und hätte mir gedacht: »Ich werde jetzt Einsiedlerin.« Ich mag den Begriff Einsiedler nicht mal. Das erinnert mich an diese tödliche Spinne, die ihr Gift in jedes arglose Tierchen spritzt, das nichtsahnend ihren Weg kreuzt.

Aber nach diesem Erster-Kuss-Nahtod-Erlebnis wollte ich – nachvollziehbar, wie ich finde – nicht mehr aus dem Haus gehen aus Angst, dass mir einer meiner Mitschüler über den Weg läuft. Also bin ich zu Hause geblieben. Den ganzen Sommer habe ich in meinem Zimmer verbracht, Coldplay gehört und gelesen. Ich habe viel gelesen.

Mom hat sich deshalb immer über mich lustig gemacht. »Immer steckst du mit der Nase in einem Buch«, stöhnte sie und verdrehte dabei die Augen. Aber ich las nicht nur Bücher. Ich las Zeitschriften, Zeitungen, Broschüren, alles, was ich in die Finger bekam. Und ohne es zu wollen, behielt ich fast alles von dem, was ich las, im Kopf.

Was Mom ganz toll fand. Auf Kommando ließ sie mich – vor Freunden (von denen sie nicht allzu viele hatte) und Liebhabern (von denen sie viel zu viele hatte) – abstruse Fakten herunterraseln, die ich aufgesaugt hatte wie ein Schwamm. Wie beispielsweise die Tatsache, dass der Prachtstaffelschwanz die untreueste Vogelart der Welt ist oder dass der Name des Kinderbuchautors Dr. Seuss sich korrekt ausgesprochen auf »Joyce« reimt oder dass die Erfindung der Schere auf Leonardo da Vinci zurückgeht (was einen eigentlich nicht weiter verwundern sollte, schließlich hat er tausende Dinge erfunden).

In diesen Momenten strahlte sie über das ganze Gesicht, zuckte die Achseln, grinste schief und zirpte: »Keine Ahnung, von wem sie das hat.« Und ich fragte mich immer, ob darin nicht vielleicht

ein Körnchen Wahrheit steckte, denn immer, wenn ich all meinen Mut zusammennahm und sie nach meinem Vater fragte – wie er hieß, zum Beispiel –, fuhr sie mich an und sagte so was wie: »Was interessiert dich das? Er ist weg, was kümmert der Kerl dich?«

Alles in allem war ich als Jugendliche eine tragikomische Gestalt aus dem Kuriositätenkabinett. Und das nicht nur, weil ich keine Ahnung hatte, wer mein Vater war, oder weil ich ein unerschöpflicher Quell überflüssigen Wissens war. So außergewöhnlich war das alles nicht. Nein, es lag an meinem Zustand. So nannten sie es: *Zustand*. Und mein Zustand war auch der Grund, weshalb mein Pult in der Grundschule gut zweieinhalb Meter von denen der anderen Kinder entfernt stehen musste. Und weshalb ich in der Pause allein auf einer Bank saß und zusah, wenn die anderen Kinder wie eine lange Raupe die Rutsche runtersausten und Fangen spielten und ganz mühelos wie Äffchen am Klettergerüst herumhangelten. Und weshalb ich immer lange Ärmel und Hosen und Handschuhe tragen musste – die jeden Quadratzentimeter meines Körpers bedeckten, nur für den Fall, dass eins der Kinder, von denen man mich so akribisch zu separieren versuchte, doch versehentlich in meine persönliche Blase platzte. Und weshalb ich andere Mütter, die ihre Kinder beim Abholen von der Schule liebevoll in die Arme schlossen und fest knuddelten, immer mit offenem Mund anstarrte und mich fragte, wie sich das wohl anfühlen mochte.

Und wenn man das alles zusammennimmt: mein *Zustand*, das Erster-Kuss-Nahtod-Erlebnis, der Auszug meiner Mutter – voilà! Schon hat man sämtliche Zutaten, die es braucht, um zur Einsiedlerin zu mutieren.

Aber vielleicht hatte es auch gar nichts damit zu tun. Vielleicht war ich auch einfach gerne allein.

Wie dem auch sei, hier sind wir nun.

Und ich befürchte fast, im Laufe der Jahre bin ich quasi zum Boo Radley unserer Nachbarschaft geworden. Ich bin zwar weder blass, noch sehe ich irgendwie kränklich aus, aber ich glaube, die Kinder auf der Straße tuscheln über mich. Vielleicht starre ich ihnen zu lange nach, wenn sie auf ihren Kickboards vorbeisausen. Vor ein paar Monaten habe ich blickdichte blaue Vorhänge bestellt und vor jedes Fenster gehängt, damit ich mich unauffällig dahinter verstecken und unentdeckt auf die Straße spähen kann. Ich habe zwar das Gefühl, dass, wenn sie mich doch dahinter entdecken, es nur noch gruseliger wirkt als vorher, aber ich kann nicht anders. Ich schaue ihnen gern beim Spielen zu. Das klingt tatsächlich ganz schön gruselig, wenn man ehrlich ist. Aber ich mag es, ihnen zuzusehen, wie sie spielen und ihre unbeschwernte Kindheit genießen.

Einmal hat eins der Kinder mir direkt in die Augen gesehen und sich dann zu seinem Freund umgedreht und irgendwas gesagt. Dann haben beide gelacht. Was der Junge gesagt hat, habe ich nicht verstanden, also habe ich mir eingeredet, es wäre etwas Nettes gewesen wie: »Guck mal, Jimmy, da ist wieder diese hübsche, geheimnisvolle Frau.« Aber vermutlich hat er eher so was gesagt wie: »Guck mal, Jimmy, da ist wieder die Verrückte, die Katzen killt und kocht.« Nur nebenbei bemerkt, das tue ich nicht. Katzen killen und kochen, meine ich. Aber Boo Radley war auch ein netter Mensch, und trotzdem haben die Leute das über ihn behauptet.

Das Telefon klingelt. Ich schaue von meinem Buch auf und tue, als überlegte ich, einfach nicht ranzugehen. Dabei weiß ich ganz genau, dass ich rangehen werde. Auch wenn ich mich dafür aus

der Kuhle meines durchgesessenen Samtpolstersessels mühen und die siebzehn Schritte (ja, ich habe sie gezählt) in die Küche gehen muss, um den senfgelben Hörer meines Festnetztelefons abzuheben. Ein Handy habe ich nämlich nicht. Auch wenn es sicher wieder nur einer von diesen Telefonmarketing-Fritzen ist, die mich regelmäßig anrufen, oder meine Mutter, die sich höchstens drei bis vier Mal im Jahr meldet. Obwohl ich gerade an der Stelle in meinem Buch bin, an der Kommissar und Killer endlich in einer Kirche aufeinandertreffen, nachdem sie die letzten zweihundertvierundsiebzig Seiten Katz und Maus miteinander gespielt haben. Ich werde aus dem Grund rangehen, aus dem ich immer rangehe: Ich freue mich jedes Mal, eine menschliche Stimme zu hören. Oder womöglich höre ich auch bloß gern meine eigene Stimme.

Schriiiiiiiiiinnnnng!

Aufstehen.

Buch hinlegen.

Siebzehn Schritte.

»Hallo?«

»Jubilee?«

Eine unbekannte Männerstimme. Ich frage mich, was er mir wohl verkaufen will. Timesharing-Ferienwohnungen? Einen Internetservice mit achtmal schnelleren Downloads? Vielleicht macht er auch eine Umfrage. Einmal habe ich mich mit jemandem von einem Marktforschungsinstitut fünfundvierzig Minuten lang über meine Lieblingseissorte unterhalten.

»Ja?«

»Hier ist Lenny.«

Lenny. Der Mann meiner Mutter. Wir sind uns nur ein einziges Mal begegnet – vor Jahren, und zwar während der ersten fünf Monate, als er und meine Mutter sich gerade kennengelernt hat-

ten. Bevor sie zu ihm nach Long Island gezogen ist. Woran ich mich bei ihm am deutlichsten erinnere: Er hatte einen Schnauzer, über den er ständig strich, als streichele er einen braven Hund, der ihm im Gesicht klebte. Er war so steif und förmlich, dass ich richtig befangen war. Ich weiß noch, dass ich mich fragte, ob ich mich vor ihm verbeugen sollte, obwohl er so kurz gewachsen war. Als gehöre er zum Hochadel oder so was.

»Okay.«

Er räuspert sich. »Wie geht es dir?«

Meine Gedanken überschlagen sich. Ich bin mir ziemlich sicher, dass das kein reiner Höflichkeitsanruf ist. Lenny hat mich vorher noch nie angerufen.

»Mir geht es gut.«

Wieder räuspert er sich. »Na ja, ich sag es jetzt einfach. Victoria ... Vicki ...« Seine Stimme bricht, was er mit einem leichten Hüsteln zu überspielen versucht, das sich zu einem ausgewachsenen Hustenanfall steigert. Mit beiden Händen presse ich den Hörer ans Ohr und lausche darauf, wie er am anderen Ende angestrengt keucht und japst. Und ich frage mich, ob er den Schnauzer wohl noch hat.

Schließlich hört Lenny auf zu husten und scheint die Stille förmlich einzuatmen. Und dann: »Deine Mutter ist gestorben.«

Ich lasse den Satz in mein Ohr kriechen, wo er stecken bleibt wie eine Revolverkugel, die ein Zauberer mit den Zähnen fängt. Ich will ihn nicht weiter vordringen lassen.

Den Hörer noch in der Hand lehne ich mich mit dem Rücken gegen die fröhlich-bunte Tapete mit den roten Kirschen, rutsche an der Wand hinunter, bis ich auf dem gerissenen, verschlissenen Linoleum sitze, und denke an das letzte Mal, als ich meine Mutter gesehen habe.

Damals trug sie ein zwei Größen zu kleines zartlila Twinset und eine Perlenkette. Das war drei Monate, nach dem Erster-Kuss-Nahtod-Erlebnis, und wie bereits erwähnt, hatte ich den Großteil des Sommers in meinem Zimmer verbracht. Aber einen beachtlichen Teil meiner Zeit verbrachte ich auch damit, meiner Mutter tödliche Blicken zuzuwerfen, sobald wir uns zusammen in einem Raum befanden, denn wären wir drei Jahre zuvor nicht von Fountain City, Tennessee, nach Lincoln, New Jersey, umgezogen, wäre das alles nicht passiert.

Wobei das als Mutter ehrlich gesagt die kleinste ihrer Sünden war. Es war bloß der neueste und greifbarste Grund, sie abgrundtief zu hassen.

»Das ist mein neues Ich«, flötete sie und drehte sich am Fuß der Treppe um die eigene Achse. Mit der Pirouette waberte der widerlich süße Duft ihres Vanille-Bodysprays klebrig wie Zuckerwatte durch die Luft.

Ich saß gerade in meinem Samtsessel, las zum wiederholten Mal *Northanger Abbey* und futterte dazu hauchdünne Pfefferminzplätzchen aus einem Plastiktütchen.

»Schreit das nicht geradezu ›Millionärsgattin?‹«

Tat es nicht. Es sah vielmehr nach June Cleaver aus, die sich als Nutte verkleidet hatte. Ich guckte wieder in mein Buch.

Dann hörte ich das altbekannte Rascheln von Cellophan, während sie in ihrer Gesäßtasche nach der Zigarettenschachtel kramte, und dann das Klicken des Feuerzeugs.

»Ich fahre in ein paar Stunden, weißt du.« Sie pustete den Rauch aus und sank mir gegenüber auf eins der Couchkissen.

Ich schaute auf, und sie wies zur Tür, wo ihr gepackter Koffer stand. (»Mehr nimmst du nicht mit?«, hatte ich sie morgens gefragt. »Ich brauche nichts«, hatte sie geantwortet. »Lenny hat

doch alles.« Und dann hatte sie gekichert, was genauso merkwürdig anmutete wie die Tatsache, dass sie eine Perlenkette und ein Twinset trug und dazu Pirouetten drehte.)

»Ich weiß«, gab ich zurück. Wir sahen uns an, und ich musste an den vorigen Abend denken, als ich im Bett gelegen und gehört hatte, wie die Tür zu meinem Schlafzimmer ganz leise aufgemacht wurde. Ich wusste, dass sie es war, aber ich war stocksteif liegen geblieben und hatte getan, als schlief ich. Ganz lange hatte sie dagestanden – so lange, dass ich wohl eingeschlafen sein musste, bevor sie ging. Und ich wusste nicht, ob ich mir das alles nur eingebildet oder ob ich sie wirklich hatte schluchzen hören. Leise weinen. Jetzt frage ich mich, ob sie damals womöglich versucht hat, all ihren Mut zusammenzunehmen, um mir etwas zu sagen. Vielleicht einen innigen Mutter-Tochter-Moment mit mir zu teilen. Oder zumindest einzugestehen, was für eine hundsmiserable Mutter sie gewesen ist, und dann hätten wir beide darüber lachen und irgendwas Banales sagen können wie: »Na ja, wenigstens haben wir es beide überlebt, was?«

Aber in diesem Moment, als sie vor mir auf der Couch saß, zog sie nur noch mal an der Zigarette und sagte: »Ich meine ja nur, du brauchst ja nicht gleich so zickig zu sein.«

Ach.

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte, also zog ich noch einen Keks aus dem Plastikschlauch, steckte ihn mir in den Mund und versuchte, nicht daran zu denken, wie sehr ich meine Mutter hasste. Und dass ich mich so sehr für meinen Hass auf sie schämte, dass ich mich dafür selbst hasste.

Sie seufzte und blies den Rauch raus. »Und du willst ganz sicher nicht mitkommen?«, fragte sie. Dabei kannte sie meine Antwort längst. Zu ihrer Verteidigung muss man sagen, dass sie in

den vergangenen Wochen mehrfach und auf unterschiedlichste Art und Weise versuchte hatte, mich zum Mitkommen zu überreden. *Lenny hat mehr als genug Platz für uns alle. Bestimmt könntest du das ganze Gästehaus für dich allein haben. Meinst du nicht, du wirst sehr einsam sein, hier so ganz allein?* Über die letzte Frage musste ich herzlich lachen – vielleicht ist das ein eingebautes biologisches Programm bei Teenagern, aber ich konnte es gar nicht abwarten, meine Mutter endlich loszuwerden.

»Ja, bestimmt«, brummte ich und blätterte die Seite um.

Während unserer letzten gemeinsamen Stunde haben wir uns angeschwiegen. Sie kettenrauchend und ich vorgehend, in mein Buch vertieft zu sein. Und als es dann an der Tür klingelte und der Fahrer vor dem Haus stand, sprang sie auf, strich sich die Haare glatt und sah mich ein letztes Mal an. »Ich bin dann mal weg«, sagte sie.

Ich nickte. Gerne hätte ich ihr noch gesagt, wie hübsch sie aussah, aber die Worte blieben mir im Halse stecken.

Sie nahm den Koffer, ging hinaus und schloss leise die Tür hinter sich.

Und dann saß ich da, das Buch im Schoß und die leere Kekstüte neben mir. Eine halb gerauchte Zigarette qualmte noch im Aschenbecher auf dem Couchtisch, und ich sah sie an und wollte sie plötzlich zwischen die Finger nehmen. Sie an meine Lippen setzen – obwohl ich wusste, dass mich das umbringen könnte. Meine Mutter ein letztes Mal einatmen.

Aber ich habe es nicht getan. Ich habe nur zugesehen, wie die Kippe langsam herunterbrannte.

Und jetzt, neun Jahre später, ist meine Mutter tot.

Diese Nachricht kommt nicht vollkommen unvermittelt. Vor zehn Monaten erwähnte sie eine verdächtige verschorfte Stelle

an ihrem Kopf, die einfach nicht abheilen wollte und von der sie überzeugt war, es müsse sich um ein Melanom handeln. Sie hatte gelachhustet und gesagt: »Dabei habe ich immer gedacht, meine Lunge macht zuerst schlapp.«

Meine Mutter hatte allerdings einen Hang zum Theatralischen – einmal hatte sie zum Beispiel einen Mückenstich und war felsenfest davon überzeugt, sie habe das West-Nil-Virus, weshalb sie drei Tage lang vollkommen kraftlos auf der Couch lag – sodass ich mir in den Monaten nach dieser Ankündigung nie ganz sicher sein konnte, ob ihre Erklärung, sie habe nicht mehr lange zu leben, tatsächlich auf einer ärztlichen Diagnose beruhte oder doch wieder nur Teil ihrer abgebrühten Taktik war, meine Aufmerksamkeit zu erzwingen.

Wie sich nun herausstellte, war es wohl doch Ersteres gewesen.

»Die Beerdigung ist am Donnerstag«, sagt Lenny zu mir. »Soll ich dir einen Fahrer schicken?«

Die Beerdigung. In Long Island. Es ist, als hätte eine Riesenfaust in meine Brust gegriffen und würde nun zudrücken. Fester und immer fester, bis sie alle Luft herausgepresst hat. Fühlt sich so aufbrechende Trauer an? Trauere ich schon um sie? Oder ist es bloß der Gedanke daran, das Haus verlassen zu müssen, der meine sämtlichen inneren Organe wie eine Schrottpresse zusammenquetscht? Ich weiß es nicht.

Was ich weiß, ist, dass ich nicht hinwill – in den vergangenen neun Jahren habe ich *nirgendwo* hingewollt –, aber würde ich das laut aussprechen, ich würde mich als ganz schlechter Mensch outen. Ich meine, wer bitte geht denn nicht zur Beerdigung der eigenen Mutter?

Ich weiß auch, dass es gut sein könnte, dass Moms Pontiac, der seit neun Jahren in der Einfahrt steht, gar nicht anspringt.

Ich schnappe nach Luft und hoffe, dass Lenny nicht hört, wie schwer mir das Atmen fällt.

Schließlich antworte ich: »Schon okay, du brauchst mir keinen Fahrer zu schicken. Ich kriege das schon irgendwie hin.«

Kurzes Schweigen.

»Die Trauerfeier beginnt um zehn Uhr. Ich maile dir die Adresse«, sagt Lenny. Und dann spüre ich, wie sich die Atmosphäre zwischen uns merklich verändert – fast wie ein akuter Temperaturabfall. Seine Stimme wird stahlhart, als würde er eine Vorstandssitzung einleiten, statt mit seiner Stieftochter, die ihn nie interessiert hat, über ihre verstorbene Mutter zu sprechen. »Ich weiß, das ist jetzt vielleicht nicht der richtige Zeitpunkt dafür, aber ich wollte dir sagen, dass deine Mutter dir das Haus hinterlassen hat, hypotheckenfrei und abbezahlt – ich habe den Rest des Kredits abgelöst und schicke dir die Urkunde mit der Post zu – und das Auto, wenn du das überhaupt noch hast. Aber, also, die Schecks, die sie dir immer geschickt hat ... ich dachte, ich sollte dir das so bald wie möglich sagen, denn diese kleine Tradition werde ich nicht fortführen, also wirst du da eine andere, ähm ... Regelung finden müssen.«

Ich bekomme hochrote Wangen bei seiner Anspielung auf meine schmarotzerhafte Lebensweise, und am liebsten würde ich sofort auflegen. Ich komme mir vor wie ein Totalversager. Wie ein dreißigjähriger Kerl, der im Keller seines Elternhauses wohnt und sich von Mami die Unterhosen waschen und gegrillte Käsetoasts mit abgeschchnittener Rinde machen lässt. Irgendwie bin ich auch nicht viel besser.

Der erste Scheck kam eine Woche, nachdem sie gegangen war.

Ich stellte ihn auf den Küchentisch und starrte ihn drei Tage lang an, wann immer ich daran vorbeiging. Eigentlich wollte ich

ihn am liebsten wegwerfen. Wenn meine Mom sich für den Rest ihres Lebens von Lenny aushalten lassen wollte, bitte schön, aber ich wollte nichts von seinem Geld.

Doch dann kam die Stromrechnung. Und die Wasserrechnung. Und Fälligkeitserinnerungen für die Kreditrate.

Ich löste den Scheck ein.

Ich war neunzehn und arbeitslos und noch immer dabei herauszufinden, was ich eigentlich mit meinem Leben anstellen wollte. Auf jeden Fall ein College-Studium und dann einen Job. Also schwor ich mir, nur dieses eine Mal das Geld anzunehmen. Aber dann nie wieder.

Drei Wochen später kam der nächste Scheck. Ich hatte noch immer keinen Job, aber ich wollte auch nicht das Haus verlassen, um ihn einzulösen, also dachte ich mir, das war's dann wohl. Doch während einer kleinen Pause bei einer sehr anstrengenden Bejeweled-Session am Computer recherchierte ich ein bisschen online und fand dann recht schnell heraus, dass ich der Bank den Scheck auch einfach mit der Post zuschicken konnte und das Geld dann wie von Zauberhand auf meinem Konto erscheinen würde.

Und dann klickte ich wieder auf die bunten Edelsteine, sah zufrieden dabei zu, wie einer nach dem anderen verschwand, und fragte mich, was man wohl sonst noch so alles erledigen könnte, ohne das Haus zu verlassen.

Eine ganze Menge, wie sich bald herausstellen sollte.

Es wurde fast so etwas wie ein Spiel – eine tägliche Herausforderung herauszufinden, was man alles tun konnte, während man im Pyjama auf der Couch saß.

Einkaufen? Fresh Direct liefert bis an die Haustür.

College-Studium? In nur achtzehn Monaten hatte ich ein Englisch-Diplom von einer dieser Online-Fernunis. Ich weiß

zwar nicht, was dieser Abschluss wirklich wert ist, aber das Dokument, das ich mit der Post zugeschickt bekam, wirkt ziemlich amtlich. Am liebsten hätte ich weiterstudiert, meinen Master gemacht, vielleicht sogar meinen Doktor, aber vierhundert Dollar pro Semesterwochenstunde rissen ein gewaltiges Loch in mein ohnehin mageres Budget. Also entschied ich mich stattdessen, die Kurse zu belegen, die Harvard jedes Semester umsonst online anbietet. *Umsonst*. Da fragt man sich doch ernsthaft, warum all diese Genies Hunderttausende von Dollars für ihre Elite-Ausbildung hinblättern.

Zahnarzt? Regelmäßig mit Zahnseide fädeln und nach dem Essen Zähne putzen. Ich hatte noch nie Zahnschmerzen und bin davon überzeugt, dass ich das allein meiner guten Dentalhygiene zu verdanken habe. Langsam habe ich den Verdacht, Zahnärzte könnten womöglich nur skrupellose Abzocker sein.

Als einer der Nachbarn einen Zettel an die Haustür klebte, weil der Rasen vor dem Haus inzwischen einem undurchdringlichen dschungelähnlichen Dickicht ähnelte und er es, wie er schrieb, begrüßen würde, wenn ich ihn stutzen würde, weil das hier eine »anständige Nachbarschaft« sei, engagierte ich einen Landschaftsgärtner, der einmal im Monat vorbeikommt und sich darum kümmert, und legte den Scheck unter die Fußmatte auf der Veranda.

Das mit dem Müll war schon etwas schwieriger. Ich fand einfach keine Möglichkeit, die Tonne an die Straße zu bekommen, ohne dafür nach draußen gehen zu müssen. Nicht, dass ich das nicht irgendwie hinbekommen hätte. Eigentlich alles kein Problem. Aber ich war wild entschlossen, auch diese Nuss zu knacken. Dieses letzte, noch fehlende Puzzlestück zu finden. Ich muss gestehen, ich bin nicht unbedingt stolz auf diese Aktion,

aber irgendwann rief ich bei der Abfallgesellschaft an und flunkerte ihnen vor, ich hätte eine körperliche Behinderung. Die freundliche Mitarbeiterin erklärte mir, ich müsse nur die Tonne an die Hintertür bringen, und die Müllmänner würden sie dann dienststagnmorgens abholen. Was für ein kleines verschlagenes, cleveres Täuschungsmanöver.

Sechs Monate vergingen. Ein Jahr. Und manchmal hielt ich kurz inne und fragte mich, ob das schon alles gewesen sein sollte. Ob ich jetzt mein ganzes Leben so verbringen würde, ohne je wieder eine andere Menschenseele zu sehen. Aber meistens stand ich morgens einfach auf und lebte mein Leben wie alle anderen Menschen auch – ohne einen Gedanken an das große Ganze zu verschwenden. Ich erledigte meine Hausaufgaben für die Online-Kurse, machte Abendessen, schaute die Nachrichten, und am nächsten Morgen stand ich auf, und alles fing wieder von vorn an. In gewisser Weise war ich also nicht anders als alle anderen auch.

Meine Mutter rief zwar im Laufe der Jahre sporadisch bei mir an, um sich über das Wetter zu beschweren, über einen unhöflichen Kellner oder das blöde Ende einer Fernsehserie, um mit den vielen Reisen anzugeben, die sie und Lenny unternahmen, und um mich einzuladen, mit ihnen in den Urlaub zu fahren – obwohl sie ganz genau wusste, dass ich nicht mitkommen würde –, aber nie sprachen wir über das Geld, das sie mir schickte. Ich schämte mich dafür, es anzunehmen, hatte mir aber inzwischen erfolgreich eingeredet, es stünde mir irgendwie zu. Sie sei mir etwas schuldig, weil sie immer so eine selbstsüchtige Rabenmutter gewesen war.

Aber dass es so lange immer so weitergehen würde, das hatte ich nicht gewollt.

»Ich weiß, du hast diese *Sache*«, sagt Lenny, »aber in dieser Hinsicht waren deine Mutter und ich uns immer uneins ...«

»Schon verstanden«, unterbreche ich ihn, und mein Gesicht brennt vor Scham immer heißer. Doch darunter glüht auch ein Funken heißer Wut – Wut, dass meine Mom mir nicht auch noch etwas Geld hinterlassen hat, zusätzlich zu Haus und Auto (obwohl mir natürlich klar ist, wie undankbar ich bin), wobei es wohl streng genommen eigentlich alles Lennys Geld ist. Oder vielleicht bin ich auch nur wütend auf mich selbst, weil ich vollkommen abhängig bin von diesen monatlichen Geldzuwendungen. Vielleicht hat es auch gar nichts mit dem Geld zu tun. Vielleicht bin ich wütend auf mich selbst, weil ich nicht wenigstens einmal auf ihr Angebot eingegangen bin, sie zu besuchen. Oder sie nicht eingeladen habe, mich zu besuchen. Komisch, dass in dem Augenblick, wenn jemand stirbt, all seine Fehler vergessen sind, wie beispielsweise, dass ich schon die Telefonate mit ihr immer so anstrengend fand, dass ich sie gar nicht mehr wiedersehen wollte. Aber jetzt ... na ja, jetzt ist es zu spät.

»Also dann«, sagt Lenny.

Es gibt weiter nichts mehr zu sagen, also warte ich darauf, dass er sich verabschiedet. Doch er bleibt so lange stumm, dass ich mich schon frage, ob er womöglich längst aufgelegt hat und ich es nicht mitbekommen habe.

»Lenny?«, frage ich im selben Moment, als er gerade ansetzt, etwas zu sagen.

»Jubilee, deine Mom hat wirklich ...«, sagt er. Wieder versagt ihm fast die Stimme. »Na ja, das weißt du ja selbst.«

Nein, ich weiß es nicht. Was hat meine Mom wirklich? Gerne enge Blusen getragen? Viel zu viel geraucht? Einen an der Klatzche gehabt? Ich halte den Hörer noch lange fest, nachdem er

bereits aufgelegt hat, in der Hoffnung zu hören, was er mir sagen wollte. Dass sein Satz irgendwo auf dem Weg zu mir hängen geblieben ist und sich jeden Augenblick materialisieren könnte. Irgendwann muss ich einsehen, dass da nichts mehr kommt, und ich lasse den Hörer einfach neben mir auf den Boden fallen.

Minuten vergehen. Vielleicht auch Stunden. Ich rühre mich nicht vom Fleck – selbst als das stakkatoartige ungeduldige Piepsen aus dem Hörer mich mahnt, endlich aufzulegen.

Meine Mutter ist tot.

Ich schaue mich in der Küche um, auf der Suche nach kaum merklichen Unterschieden – und vergleiche das Vorher mit dem Nachher. Sollte ich etwas entdecken, könnte das der Beleg dafür sein, dass ich unversehens in ein Paralleluniversum gestolpert bin. Dass meine Mom in dem anderen, dem echten, noch lebt. Aber vielleicht habe ich auch nur zu oft *rQ&4* gelesen.

Ich holte tief Luft, und plötzlich habe ich Tränen in den Augen. Ich neige eigentlich nicht zu spontanen Gefühlsausbrüchen, aber heute sitze ich einfach nur da und lasse den Tränen freien Lauf.

Eine Einsiedlerin zu sein hat auch seine Vorteile. Wie beispielsweise, dass ich nur sechs Minuten brauche, um meinen Teller, die Tasse und die Gabel abzuspülen, die ich jeden Tag benutze. (Ja, ich habe die Zeit gestoppt.) Und ich muss nie Smalltalk machen. Ich muss nicht nicken und lächeln, wenn jemand sagt: »Heute soll es regnen«, oder eine bescheuerte Antwort murmeln wie: »Dem Rasen könnte ein bisschen Regen nicht schaden.« Das Wetter kann mir ganz egal sein. Es regnet? Na und? Ich gehe sowieso nicht aus dem Haus. Also werde ich auch nicht nass.

Aber es hat natürlich auch Nachteile. Wie beispielsweise, wenn ich mitten in der Nacht im Bett liege und auf die Toten-

stille der Straße draußen lausche und mich frage, ob ich vielleicht, nur vielleicht, der letzte verbliebene Mensch auf Erden bin. Ob es womöglich einen Bürgerkrieg gegeben hat oder eine verheerende Grippe-Epidemie oder eine Zombie-Apokalypse und niemand daran gedacht hat, mir Bescheid zu sagen, weil keiner weiß, dass es mich überhaupt noch gibt. Und dann habe ich an meine Mom gedacht. Meine Mom würde mich anrufen. Meine Mom würde mir Bescheid sagen. Meine Mom würde an mich denken. Das war immer ein sehr tröstliches Gefühl.

Aber jetzt ist sie weg. Und ich liege im Bett und lausche in die klare Nachtluft und frage mich: Wer denkt jetzt noch an mich?

Der Donnerstag beginnt wie ein ganz normaler Tag: Ich gehe nach unten und mache mir zwei Spiegeleier mit Toast (nach einem kleinen Zwischenfall vor vier Jahren, als ich mich verschluckt habe und beinahe erstickt wäre, in winzig kleine mundgerechte Häppchen geschnitten) und esse, während ich online die neuesten Nachrichten lese. Doch dann muss ich, statt einfach auf die nächste Lektion meines Harvard-Kurses (diese Woche: *Shakespeare, noch immer. Sein Spätwerk*) zu klicken, der Tatsache ins Gesicht sehen, dass heute kein ganz normaler Tag ist.

Ich werde das Haus verlassen.

Beim Gedanken daran fängt mein Herz an zu rasen, also versuche ich, mich mit einem drängenderen Problem abzulenken: Ich habe nichts zum Anziehen für die Beerdigung. Das einzige schwarze Kleidungsstück, das ich besitze, ist eine Jogginghose mit passendem Hoodie. Nicht unbedingt die passende Aufmachung für eine Beisetzung.

Ich gehe nach oben und tappe durch den Flur zum Schlafzimmer meiner Mutter, wo ich unschlüssig im Türrahmen stehen

bleibe. In den vergangenen neun Jahren habe ich hier nichts verändert. Alles ist noch genauso wie an dem Tag, als sie zur Tür hinausgegangen ist. Wobei, es ist nicht so ein gruseliges Mausoleum wie bei Mrs Havisham. Hier steht nirgendwo ein ungegessenes Stück Hochzeitstorte auf dem Tisch oder so. Ich habe mir immer gesagt, das liegt nur daran, dass ich nicht weiß, was ich mit ihren Sachen anstellen soll. Und ein bisschen fand ich es auch schön, dass alles noch dort lag, wo es immer gewesen war. Als würde sie vielleicht eines Tages zurückkommen, um sie abzuholen.

Aber das wird sie jetzt wohl nicht mehr.

Vor dem Schrank meiner Mom bleibe ich stehen und starre auf ihre Sammlung Neunziger-Jahre-Damenkostüme; die sind noch von damals, als sie als Verkäuferin in einem Kaufhaus gearbeitet hat. Ich weiß noch genau, wie ich als Kind, wenn sie bei der Arbeit war, heimlich ihre Kleider anprobiert habe und die viel zu weiten Sachen um mich herumschlabberten und mich umhüllten mit ihrem zuckrigen Duft. Manchmal bin ich sogar in ihr Bett gekrabbelt und habe mich in ihre Decken gewickelt und getan, als würde sie mich umarmen. Das war eigentlich streng verboten – die Ärzte hatten uns gewarnt, dass ich zwar aller Wahrscheinlichkeit nach nur auf direkten Hautkontakt reagiere, ich aber trotzdem vorsichtig sein müsse bei Dingen, die lange in Kontakt mit anderen Menschen waren, wie beispielsweise Bettwäsche oder Handtücher. *Allergien sind unberechenbar*, hieß es immer. Aber ich nahm das Risiko in Kauf, und zum Glück kam es nie zu einer allergischen Reaktion. Das war meine Art der Rebellion, aber es war mehr als das – nur so konnte ich mich ihr ganz nahefühlen. Ich nehme einen schwarzen Blazer vom Bügel und ziehe ihn über das weiße Trägershirt, in dem ich geschlafen habe.

Dann drehe ich mich um und begutachte mich in dem ver-

schnörkelten Spiegel über Moms Kommode. Zum ersten Mal seit Jahren sehe ich mich wirklich an. Und plötzlich geht mir auf, dass andere Menschen mich ansehen werden – sehen werden, was ich gerade im Spiegel sehe –, und mir dreht sich der Magen um. Seit Jahren war ich nicht mehr beim Friseur. Ich schnipple einfach hin und wieder hier und dort mit der Nagelschere an meinen Haaren herum. Und das sieht man auch. Meine Haare waren immer schon widerspenstig, aber seit ich sie einfach wild wuchern lasse, sind sie nicht mehr zu bändigen und völlig verwildert. Die rostroten Locken ringeln sich vom Kopf bis zum Ellbogen in alle Richtungen durcheinander. Ich versuche, sie mit den Händen glattzustreichen, aber das bringt rein gar nichts.

Dann fällt mir wieder ein, dass ich eigentlich den Blazer begutachten wollte, und mein Blick wandert zu den dicken Schulterpolstern. Es sieht aus, als hätte mir jemand eine Frage gestellt, und ich würde mit den Achseln zucken, weil ich die Antwort nicht weiß. Ansonsten sitzt er eher schlecht als recht. Meine Mutter war klein und zierlich, bis auf die großen Brüste. Ich bin zwar nicht viel größer als sie, aber die Ärmel sind mir einen Tick zu kurz, und der Rock spannt in der Taille. Doch es muss gehen.

Ich bücke mich, um unten im Schrank nach Schuhen zu suchen, und plötzlich steigt mir ein Hauch Vanilla-Bodyspray in die Nase. Mein Magen krampft sich zusammen. Ich lasse mich auf den Boden sinken, ziehe das Revers bis an die Nase und atme tief ein.

Aber ich rieche bloß muffigen Stoff.

Unten nehme ich die Handtasche vom Beistelltisch an der Haustür. Ich krame darin herum und suche nach den beiden knallgelben EpiPens, die ganz unten liegen. Die sind zwar schon vor

Jahren abgelaufen, aber ich rede mir ein, dass sie sicher trotzdem noch funktionieren. Im Notfall. Und dann nehme ich meine Handschuhe. Ob ich die anziehen soll? Als Kind fand ich das immer maßlos übertrieben. In der Grundschule trug ich lila Strickhandschuhe, auf der Highschool dann – etwas schicker, aber immer noch reichlich schrullig – Lederhandschuhe. Es war ja nicht so, dass ich rumgelaufen bin und ständig Menschen antatschen wollte – oder sie mich. Es ist gar nicht so schwer, die Finger von anderen zu lassen – vor allem, wenn man ohnehin wie eine Aussätzige behandelt wird. Aber dann fällt mir ein, wie oft man andere unabsichtlich berührt, ohne es zu wollen oder auch nur zu merken: beim Bezahlen an der Kasse, beim Händeschütteln zur Begrüßung, beim versehentlichen Anrempeln, weil man in Eile ist.

Ich streife mir die Handschuhe doch über.

Und bevor ich es mir wieder anders überlegen kann, schnappe ich mir die Schlüssel vom Tisch neben der Tür, drehe den Türknauf und trete über die Schwelle.

Der strahlend blaue Septemberhimmel blendet mich, und ich hebe blinzeln die Hand, um die Augen gegen die grellen Sonnenstrahlen abzuschirmen. Es ist sieben Uhr vierunddreißig, und ich bin draußen. Auf der Veranda. Zwar habe ich hin und wieder im Schutz der Dunkelheit rasch die Haustür geöffnet, um die Pakete, die der Postbote dort für mich abgestellt hatte, und meine wöchentlichen Lebensmittellieferungen hereinzuholen. Aber ich kann mich nicht daran erinnern, wann ich das letzte Mal hier draußen gestanden habe. Am helllichten Tag.

Das Blut steigt mir in den Kopf und rauscht mir in den Ohren. Schwindelnd klammere ich mich an den Türrahmen. Ich fühle mich schutzlos. Entblößt. Wie von tausend Augen begafft.

Die Luft ringsum ist zu leicht, zu dünn. Als könnte ein Windhauch mich erfassen und mich unwillentlich hinauswehen in die weite Welt.

Mit schierer Willenskraft versuche ich, mich zu zwingen, einen Fuß zu heben. Einen Schritt nach vorn zu machen.

Aber es geht nicht. Es ist, als stünde ich an einer steilen Klippe und könnte jeden Augenblick in den Abgrund stürzen. Als könnte die Welt mich mit Haut und Haaren verschlucken.

Und dann höre ich es.

Metallisches Scheppern und das Quietschen des Müllwagens, der in die Straße einbiegt.

Ich erstarre.

Es ist Donnerstag. Müllabfuhrtag.

Das Herz hämmert mir gegen die Rippen, als würde es meinen Brustkorb sprengen wollen.

Suchend taste ich hinter meinem Rücken nach dem Türknauf, drehe ihn und schlüpfe wieder hinein. Dann schlage ich die Tür hinter mir zu.

Von drinnen lehne ich mich gegen die Haustür und konzentriere mich darauf, ganz ruhig zu atmen, damit mein rasender Herzschlag sich wieder normalisiert.

Normal.

Normal.

Mein Blick geht zu den Handschuhen, und ich muss kichern. Und dann breche ich unvermittelt in schallendes Gelächter aus, und ich halte mir die lederbehandschuhten Finger vor den Mund, um das Glucksen zu dämpfen.

Was habe ich mir bloß gedacht? Dass ich einfach aus dem Haus gehen und zur Beerdigung meiner Mutter fahren könnte wie ein ganz normaler Mensch?

Wäre ich normal, hätte ich den Müllmännern freundlich zugewinkt. Oder hätte guten Morgen gesagt. Oder hätte sie einfach ignoriert und wäre in mein Auto gestiegen, wie es andere Menschen sicher hundert Mal im Jahr tun, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden.

Meine Schultern fangen an zu zucken, und aus dem Lachen wird ein Schluchzen.

Ich kann nicht zur Beerdigung meiner Mutter. Lenny wird sich sicher wundern, wenn ich nicht komme. Alles, was meine Mom ihm im Laufe der Jahre sicher über mich erzählt hat – was für eine undankbare Tochter ich doch bin –, das alles wird sich jetzt für ihn bestätigen.

Und als wäre das noch nicht beunruhigend genug, schleicht sich ein weiterer Gedanke in mein Bewusstsein und drängelt sich immer weiter in den Vordergrund. Ein erschreckender Gedanke. Ein Gedanke, dessen ich mir tief drinnen vielleicht längst bewusst gewesen bin, den ich mir aber selbst nicht eingestehen wollte. Aber es ist schwer, ihn zu verdrängen, während ich drinnen gegen die Haustür lehne, mein wild galoppierendes Herz sich einfach nicht beruhigen will, meine Tränen immer weiterlaufen und ich am ganzen Körper zittere wie Espenlaub.

Und dieser Gedanke ist: Vielleicht gibt es noch einen Grund, warum ich das Haus seit neun Jahren nicht mehr verlassen habe.

Vielleicht kann ich es einfach nicht.

ZWEITES KAPITEL



Eric

Der Fisch stirbt.

Noch ist er nicht tot, glaube ich, denn als ich ihn behutsam mit dem Radiergummiende des Bleistifts antippe, rudert er mit den Flossen und schwimmt trudelnd durch sein kleines Goldfischglas, bis er nach etwa zehn Sekunden aufgibt und wieder an der Wasseroberfläche treibt. Allerdings nicht mit dem Bauch nach oben. Und ist das nicht eigentlich das untrügliche, todsichere Zeichen?

Mein Blick hetzt durch das quadratisch, praktisch, gute Apartment, als ließe sich hier irgendwo die Antwort finden, wie ich dem Fisch das Leben retten kann. Aber die Wände sind, natürlich, nackt und leer. Ansonsten stehen in dem kleinen Wohnzimmer nur ein Sofa, ein gläserner Couchtisch und ein paar Umzugskartons mit der Aufschrift WOHNZIMMER, mit schwarzem Marker auf die Seite gekritzelt. Der Bleistift ist also wohl das Mittel der Wahl und die letzte Hoffnung für mich und den Fisch.

Wieder stupse ich den Fisch an und gucke über die Schulter nach hinten, als könnte da schon ein Aktivist von PETA mit mahnend erhobenem Zeigefinger stehen. Vermutlich grenzt das bereits an Tierquälerei, was ich hier mache, aber dieser Fisch muss weiterleben. Wenigstens noch eine Viertelstunde. Und mehr als den Bleistift habe ich nicht.

Der Fisch beendet seinen bizarren Unterwassertanz und treibt wieder an die Oberfläche.

Herrgott.

»Was machst du da?« Die helle Stimme hinter mir lässt mich zusammenzucken.

»Nichts«, entgegne ich, pikse den Fisch noch einmal kurz in die Seite und lege dann den Bleistift beiseite. »Ich habe nur Squid-Boy gefüttert.«

»Den habe ich doch schon gefüttert. Gestern Abend. Ich habe ihn gestern Abend gefüttert.«

Ich drehe mich zu Aja um, der mich mit großen, dunklen, wissenden Augen hinter seiner Brille mit Metallgestell anschaut, und frage mich – nicht zum ersten Mal –, wie er es immer wieder schafft, dass ich mir wie ein kleines Kind vorkomme, während er so erwachsen wirkt. Er gleicht seinem Dad, Dinesh, zwar aufs Haar – haselnussbrauner Teint, seidig schwarze Haare, Wimpern, so lang wie aus einer Mascara-Werbung –, und doch ist er, was seine Persönlichkeit betrifft, das genaue Gegenteil. Dinesh war impulsiv, charmant, offen. Aja dagegen ist zurückhaltend, still, introvertiert. Eher wie ich.

»Ich weiß«, brumme ich und stelle mich schützend vor das Goldfischglas, um ihm die Sicht darauf zu versperren. Ajas Leben ist in den vergangenen zwei Jahren schon zur Genüge auf den Kopf gestellt worden – erst der Tod seiner Eltern, dann die Adoption, und jetzt der Umzug von New Hampshire, der einzigen Stadt, die er je kannte, nach Lincoln, New Jersey. Wenn ich ihm also den Anblick seines toten Goldfischs ersparen kann, und sei es nur für einen Tag, dann werde ich das tun. »Er hat hungrig ausgesehen. Genau wie ich. Komm, wir gehen frühstücken.«

Aja bäugt mich zwar immer noch misstrauisch, aber er dreht

sich gehorsam um und schlurft in die Küche. Die Hände hat er in den Hosentaschen vergraben und die Schultern etwas hochgezogen, deshalb sieht er, obwohl er für einen Zehnjährigen ohnehin schon sehr zart und zerbrechlich wirkt, noch winziger aus.

»Und, freust du dich auf deinen ersten Schultag?«, frage ich und gehe zur Spüle, um die schmutzige Kaffeetasse von gestern Morgen rasch auszuspülen. Vielleicht finde ich ja heute die anderen Tassen in irgendeiner der unausgepackten Kisten. Die Kisten, auf denen KÜCHE stand, habe ich nämlich schon alle ausgeräumt, und darin waren sie nicht. Umzüge sind das Einzige, was meinen unerschütterlichen Glauben an die Unverrückbarkeit der Naturgesetze ernsthaft in Frage stellt – weil hier ganz andere Mächte am Werk sind. Schwarze Magie? Schwarze Löcher? Teleportation? Das ist die einzige plausible Erklärung dafür, dass bei Umzügen immer so viel verloren geht. Die Kaffeetassen sollten in den Küchenkartons sein, in die ich sie gepackt habe. Sind sie aber nicht ...

Ich greife zur Kaffeekanne und gieße mir etwas von der dunkelbraunen Flüssigkeit in die Tasse. Eigentlich hätte ich keine ganze Kanne kochen sollen, denn nachdem ich einen Fernsehbericht über die schlimmen gesundheitlichen Folgen übermäßigen Koffeinkonsums gesehen habe, hatte ich mir eigentlich fest vorgenommen, nur noch eine Tasse am Tag zu trinken, sobald wir in New Jersey angekommen sind. Ich weiß nicht mehr ganz genau, was die angeblichen Folgen sein sollen, aber bestimmt irgendwas mit Krebs und Tod. Was ja heutzutage das Ergebnis nahezu jeder Gesundheitsstudie zu sein scheint. Ich drehe mich zu Aja um, weil mir aufgeht, dass er gar nicht auf meine Frage geantwortet hat.

»Buddy?«

Sorgfältig misst er eine Tasse Rice Chex ab und gibt sie in seine Schüssel, genau die auf der Packung empfohlene Menge. Als Nächstes wird er exakt eine halbe Tasse Milch dazutun.

Als er mit der peniblen Zubereitung seines Frühstücks fertig ist, greift er zum Löffel.

Ich versuche es noch mal. »Aja?«

Ein bisschen verzweifelt klinge ich, was wohl daran liegen muss, dass ich es bin. Denn obwohl ich jetzt vier Staaten von ihr entfernt bin, höre ich ihre Stimme immer noch so deutlich, als spräche sie mir direkt ins Ohr.

Du weißt nicht mal, wie du mit deinem eigenen Kind reden sollst, Herrgott noch mal.

Und das war noch eins der netteren Dinge, die Stephanie mir seit der Scheidung gesagt hat. Als wir noch miteinander verheiratet waren, hat sie sich immer beklagt, ich sei unfähig, nonverbale Signale zu verstehen oder zwischen den Zeilen zu lesen und zu kapiern, was Menschen meinen, wenn sie etwas anderes sagen oder tun. (Und wer weiß, vielleicht hat sie ja sogar Recht; ist es denn zu viel verlangt, dass man einfach sagt, was man meint?) Aber an diesem einen Abend war das, was sie mir sagen wollte, eindeutig.

Du bist ein hundsmiserabler Vater.

Ich habe ihr nicht widersprochen. Es ist nicht leicht, ein guter Vater zu sein, wenn man seine Tochter nur jedes zweite Wochenende sieht und sie die ganze Zeit diese dämlichen weißen Stöpsel in den Ohren hat, während sie mit Mach-Geschwindigkeit auf dem Smartphone herumtippt und wer weiß wem wer weiß was schreibt. Hin und wieder habe ich versucht, Ellie unauffällig über die Schulter zu linsen, um mich zu vergewissern, dass sie keine anstößigen Nachrichten verschickt, weil ich in der *Washington Post* einen Artikel über Sexting unter Jugendlichen gelesen hat-

te. Von dem, was ich sah, hätte ich allerdings nicht sagen können, was genau es bedeuten sollte, denn da stand nur ein Haufen Großbuchstaben, die keinen Sinn ergaben. Es war wie ein Code. Ich malte mir schon eine vielversprechende Zukunft als HTML-Programmiererin im Silicon Valley für sie aus.

Und vor vier Monaten, als Ellie und ich richtig heftig aneinandergeraten sind, da habe ich auch gleich was Wichtiges verstanden, ohne dass Stephanie auch nur ein Wort zu sagen brauchte – und ich musste mich zusammenreißen, um es ihr nicht unter die Nase zu reiben. Ich glaube nämlich, sie wäre beeindruckt gewesen von den immensen Fortschritten, die ich in der Zwischenzeit gemacht hatte: Es war alles meine Schuld.

Ich hätte mir mehr Mühe geben müssen. Ich hätte präsenter sein sollen. Ich hätte meine vierzehnjährige Tochter irgendwie dazu zwingen müssen, die Ohrstöpsel rauszunehmen, mir in die Augen zu schauen und mit mir zu reden. Denn seitdem spricht sie überhaupt nicht mehr mit mir. Nicht mal in codierten Textnachrichten.

Vielleicht bin ich darum so verzweifelt und will unbedingt, dass Aja jede einzelne meiner Fragen auch beantwortet. Ich bin zwar erst seit zwei Jahren offiziell sein Vater – *zwei Jahre? Ist Dinesh wirklich schon so lange fort?* –, aber ich weiß, die Eltern-Kind-Bindung ist zerbrechlich wie eine Seifenblase, und es braucht nicht viel, um sie zu zerstören.

»Eric?« Aja guckt immer noch unverwandt auf die Schachtel mit dem Rice Chex.

»Ja, Buddy?«, sage ich und hasse mich für den übertrieben munteren Tonfall. Wie ein nerviger Moderator einer Morningshow.

»Hast du schon einen Rollstuhl aufgetrieben?«